

Gender im Wissen der Disziplinen – eine wissenschaftskritische Perspektive

Sabine Hark

In wieweit ist Gender im Wissen der Disziplinen angekommen? Das ist die Frage, die uns heute u. a. beschäftigen wird. Befragen wir Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung dazu, so sprechen sie bspw. von einem *feminist turn*. Im Zentrum steht hier der Wandel des *mainstream*, das Vermögen des Feminismus, die wissenschaftlichen Institutionen und das wissenschaftliche Wissen zu transformieren. »Die neue Frauenforschung bzw. feministische Forschung«, schreibt etwa Heike Kahlert (2003, 81), sei »eine Bewegung zur Transformation von Wissenschaft«. Frauenforschung habe sich dabei, so Karola Maltry (2003, 21), »von Beginn an als transformativ im doppelten Sinne verstanden: erstens in Bezug auf die Wissenschaft als feministische Wissenschaftskritik und zweitens in Bezug auf die gesellschaftliche Praxis, weil die wissenschaftliche Analyse der gesellschaftlichen Ungleichheit und Diskriminierung von Frauen die Transformation dieser Verhältnisse zum Ziel hatte«. »Women's studies«, so auch Diane Elam (1994, 101, Übersetzung sh), »macht sich daran, die Weisen des Schreibens, die pädagogischen Herangehensweisen, die Verfahrensweisen akademischen Austausches, das Verhältnis zu Sprachen, zu anderen Disziplinen, zur Institution im Allgemeinen, zu deren Innenleben wie ihrem Umfeld zu verändern«.

Die frühen feministischen Texte sind von diesem Elan bestimmt. Ihr Ton ist aufbegehrend und kühn. Weil es keine, wie Barbara Holland-Cunz (2003, 27) diese erste Phase resümiert, »von Herrschaft unberührten Kategorien, keinen erkennbaren Sinn im Betrieb der etablierten Wissenschaft, keine Möglichkeit [gab], dem Denken der Mächtigen dort zu entgehen, kein Entkommen aus dem ›heillosen Zustand‹ der Verstrickung in die ›Macht des Bestehenden‹«, sahen wissenschaftlich arbeitende Feministinnen ihre Aufgabe darin, *Wissenschaft neu zu erfinden*.

So ist in einem Memorandum des »Arbeitskreis Hessischer Wissenschaftlerinnen«, veröffentlicht Mitte der 1980er Jahre, von der »Neudefinition wissenschaftlicher Kategorien

und Theorien die Rede« und davon, dass Wissenschaft, so wie sie ist, aus feministischer Perspektive kaum zu gebrauchen ist:

Ziel der Frauenforschung ist, sexistische Vorurteilsstrukturen aufzudecken und in allen wissenschaftlichen Disziplinen scheinbar geschlechtsneutrale Aussagen zu überprüfen. Frauenforschung beinhaltet die kritische Überprüfung herkömmlicher wissenschaftlicher Erklärungsansätze und Theorien einschließlich der Methoden, derer sie sich bedienen. Frauenforschung läßt sich weder allein durch ein spezifisches Thema, noch durch eine spezifische Methode definieren, vielleicht durch ein Erkenntnisinteresse, das auf die Aufhebung von Unterdrückung, Ausbeutung und Diskriminierung von Frauen gerichtet ist. Frauenforschung trägt zu einer Neudefinition wissenschaftlicher Kategorien und Theorien und damit auch zu einer gesellschaftlichen Veränderung bei.

Dieser Neudefinition scheinen wir heute näher als je zuvor. Gleichwohl die Vorstellung eines radikalen Neubeginns und der ganz anderen Wissenschaft immer auch kritisch befragt wurde, und gleichwohl sich auch Diagnosen finden, die feststellen, dass der bisherige Institutionalierungsprozeß der Frauenforschung »an der Oberfläche« geblieben sei und »auf herkömmliche Auffassungen in den Disziplinen nicht tiefer eingewirkt« habe (Hagemann-White 1995, 38), mehren sich quer durch die Disziplinen die Beschreibungen von den tiefgreifenden Veränderungen, die die feministische Intervention in der Wissenschaft bewirkt habe. »Als kritisch-innovative Kraft«, so noch einmal Heike Kahlert (2003, 55), sei Frauen- und Geschlechterforschung, die sich in nahezu allen Wissenschaftsdisziplinen entfaltet habe, »nicht mehr wegzudenken« und trage zu »einem zeitgemäße(re)n, moderne(re)n und demokratische(re)n Wissenschaftsverständnis bei«. Zwar zurückhaltender in der Diktion, doch vom Erfolg der feministischen Transformation der Wissenschaft überzeugt, resümiert auch Renate Hof (2003, 332) für die Kulturwissenschaften, dass »zumindest im englischsprachigen Bereich [mit] der Etablierung von *gender* als Analysekategorie [...] die Wirksamkeit der Relation der Geschlechter für das gesamte Gebiet der Kultur hervorgehoben« worden ist. Deutlich

weitreichender noch bewertet bspw. die Literaturwissenschaftlerin Renate Kroll im Vorwort des Lexikons *Gender Studies. Geschlechterforschung* (2002) den *feminist turn* der Wissenschaft. Sie hebt die profunde »Revision des Wissenschaftsverständnisses« durch die »fundamentale Analysekatgorie« *gender* hervor:

So heterogen sich die Geschlechterforschung aber darbietet – konstant bleibt die Grundannahme, daß *gender* mehr ist als nur ein Forschungsaspekt unter anderen. Diese Erkenntnis hat zu einer Revision des Wissenschaftsverständnisses geführt. Ob Soziologie, Geschichts-, Politik-, Kunst-, Sprach- und Literaturwissenschaft, Theologie, Philosophie, Psychologie, Erziehungswissenschaft, Anthropologie, Theater-, Film- und Medienwissenschaften – heute gilt in allen diesen Disziplinen *gender* als eine Kategorie, die Kultur und Gesellschaft nicht nur prägt (und durch die sie geprägt wird), sondern auch als Kategorie, die die gesellschaftliche Logik und kulturelle Bedeutungsstiftung organisiert. Als fundamentale Analysekatgorie in den Wissenschaften führt *gender* auch zu wissenschaftlicher Vernetzung und Interdisziplinarität. (Kroll 2002, V)

Aus dieser und anderen Diagnosen lassen sich sehr deutlich zwei im Grunde einander widersprechende und widerstreitende Impulse entziffern, denen offensichtlich zugleich Rechnung getragen werden muss. Es gilt einerseits, die innovative Widerständigkeit des feministischen wissenschaftlichen Wissens zu dokumentieren: Dieses ist nicht einfach ein weiteres Gebiet wissenschaftlichen Wissens, sondern radikale Kritik an der herrschenden Wissenschaft, am hegemonialen Wissenschaftsdiskurs, der durch die feministische Kritik grundlegend revidiert und transformiert wird. Es gilt andererseits aber auch, die Frauen- und Geschlechterforschung als integriertes und akzeptiertes akademisches Projekt zu präsentieren, das seine Geltungsansprüche in einer Vielzahl von Fächern entfalten konnte: *Gender* ist mehr »als nur ein Forschungsaspekt unter anderen«; ein »breites Spektrum feministischer Forschungen hat das Innovationspotential, die Validität und Produktivität feministischer Perspektiven durch vielfältige Ergebnisse in beinahe allen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen unter Beweis gestellt«; *gender* gilt in allen sozial-

und kulturwissenschaftlichen Disziplinen als ›fundamentale Analysekategorie‹; die feministische Theoriediskussion hat zur ›Reformulierung des wissenschaftlichen Begründungszusammenhanges und der Neuformulierung des wissenschaftlichen Entdeckungszusammenhanges beigetragen‹. Nicht zuletzt habe *gender* wesentlich zu ›wissenschaftlicher Vernetzung und Interdisziplinarität‹ geführt. Die Frauen- und Geschlechterforschung, das legt insbesondere dieser letzte Punkt nahe, hat also nicht nur die intellektuelle Landkarte revidiert, sie hat darüber hinaus auch die institutionelle Kartographie von Wissenschaft verändert.

Die Frauenforschung, so diagnostiziert bspw. Doris Lucke für die Soziologie, (2000, 110), habe auf der Ebene der »Allgemeinen Soziologie die Theoriebildung und die sozialwissenschaftliche Methodologie sowohl in wissenschaftstheoretischer wie in methodischer und methodologischer Hinsicht nachhaltig beeinflusst«. Mit »Denkanstößen und zahlreichen Forschungsimpetus« habe sie »Theoriendynamiken und Paradigmenwechsel initiiert und die Diskurse darüber in Gang gehalten«. Die Vielfältigkeit von Frauen im Wissen zu finden, argumentiert auch die Philosophin Elizabeth K. Minnich (1994), bedeute, die traditionellen Bedeutungs- und Autoritätssysteme abzuschaffen und neue zu entwickeln. Und die englische Soziologin Anne Witz (1998) argumentiert, feministisch denkende und arbeitende Wissenschaftlerinnen könnten gar nicht anders, als die Disziplinen zu verändern, in denen sie arbeiten. Gleich welcher epistemische Ansatz der eigenen wissenschaftlichen Praxis zugrunde liege, argumentiert Witz, würden alle feministischen SoziologInnen doch dem selben »radikalen Impuls« folgen, nämlich »die Kritik der bestehenden Soziologie oder des paternalistischen Diskurses« (ebd., 49). Feministische SoziologInnen würden daher immer »*innerhalb der und gegen die Soziologie arbeiten*« (ebd., Hervorhebung i. O.). Denn die Möglichkeit, »Frauen einfach vorhandenen Darstellungen des Sozialen ›dazu zu addieren« und die Darstellungen selbst unverändert zu lassen, sei schon allein deshalb nie eine Möglichkeit gewesen, da »das begriffliche Instrumentarium der Soziologie sich nicht für eine Auseinandersetzung mit der Komplexität des vergeschlechtlichten Sozialen eignete und den Bedürfnissen feministischer

Soziologinnen, Prozesse der Vergeschlechtlichung und spezifische Geschlechtsstrukturen zu erklären, nicht entsprach« (ebd., 49 f.).

Ein ähnliches Argument formulierte Sigrid Weigel (1999) für die Literaturwissenschaft: Feministische Literaturwissenschaftlerinnen hätten gar nicht anders gekonnt, als die Literaturwissenschaft zu verändern. Sie hätten sich nicht damit begnügen können, dem literarischen Kanon weibliche Autorinnen hinzuzufügen, vielmehr mussten dafür auch die literaturhistorischen Regeln der Kanonbildung kritisch befragt werden. Das Vorhaben, so Weigel, »die Geschichte der Literatur von Frauen zu rekonstruieren«, gleiche folglich einem »archäologischen Projekt«, gälte es doch, »die Spuren eines verdrängten Wissens von und über eine weibliche Kulturgeschichte zu entziffern« (1999, 141). Bedeutsam sei es in diesem Unterfangen daher nicht nur, vergessene Autorinnen aufzufinden, sondern auch die »Verfahrens- und Betrachtungsweisen, die den Ausschluß verschuldet haben«, zu untersuchen (ebd.). Insofern handele es sich beim Projekt der feministischen Literaturkritik nicht um eine »Komplettierung der Literaturgeschichte«, sondern um eine »Re-Lektüre der Regeln des literaturhistorischen Diskurses« (ebd., Hervorhebung i. O.).

Fassen wir die Diskussion der verschiedenen Positionen zur Qualität und Reichweite des feministischen *feminist turn* zusammen, so zeigt sich, dass für die Mehrzahl der Autorinnen unbestritten scheint, dass die feministischen Bemühungen, die akademischen Disziplinen zu transformieren, zumindest für einige Fächer in Ansätzen erfolgreich waren. In dieser optimistischen Sicht der Dinge hat der akademisch gewordene Feminismus nicht nur zu einer Erweiterung des Wissens und zum Auffüllen der Leerstellen im androzentrischen Diskurs geführt, sondern auch die jeweiligen Erkenntnisgegenstände und -perspektiven grundlegend revidiert. Von daher wird es nur mehr eine Frage der Zeit sein, bis das feministische Wissen insgesamt die Oberfläche der disziplinären Ordnung des Wissens durchdrungen und in die Tiefe der Disziplinen vorgedrungen sein wird, um die dann noch ausstehenden Veränderungen an den jeweiligen begrifflichen Fundamenten vornehmen zu können. Gemessen an der *institutionellen Zeit* des akademischen Feminismus, das heißt an der Zeit, die Frauen als Forschende und Lehrende überhaupt am organisationalen

und Wissen produzierenden Geschehen in akademischen Institutionen partizipieren, und vor allem gemessen an der Zeit, in der Wissenschaftlerinnen wissenschaftliches Wissen aus einer feministischen Perspektive produzieren (können), ist diese tendenziell optimistische Einschätzung auch nicht gänzlich von der Hand zu weisen.

Gemessen an der Zahl – der Anteil der Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung an allen Professuren beträgt ca. 0,4 % –, gemessen an den historisch gegebenen Startbedingungen – der vergeschlechtlichten ›Geschäftsordnung der Wissenschaft‹ – und gemessen an der institutionellen Zeit, die der akademisch gewordene Feminismus hatte, akademische Kreditabilität zu erwerben und die Wissenschaft zu verändern, gibt es zweifellos sogar viele Gründe, diesen optimistischen Bewertungen zuzustimmen und das Projekt feministische Wissenschaft als Erfolgsgeschichte zu betrachten.

In der Tat hat wohl selten eine politische Bewegung das Projekt der Dezentrierung dominanter Wissensproduktion so radikal und – in Grenzen – auch erfolgreich betrieben wie die feministische Bewegung. Keiner anderen sozialen Bewegung in der Bundesrepublik ist es – trotz nach wie vor erheblicher Widerstände der verschiedensten Art – vergleichbar gut gelungen, eine solch stabile Infrastruktur aus Professuren, Zentren, interdisziplinären Einrichtungen, berufspolitischen Vereinigungen, Netzwerken, Zeitschriften und eigenständigen Studiengängen zu etablieren.

Unbestreitbar ist, dass feministische Wissenschaftlerinnen das ›alte‹ Wissen in Zweifel gezogen haben, ja in Zweifel ziehen mussten, wie Anne Witz und Sigrid Weigel argumentierten. Eine »paradigmatische Leistung« im Sinne Kuhns (1976) ist in jedem Fall die Transformation von »Geschlecht« als einem naturalisierten, vor allem innerwissenschaftliche Ordnung generierenden und garantierenden, Moment in ein kritisches Objekt des Wissens. In einer Vielzahl wissenschaftlicher Disziplinen ist sie zumindest »rhetorisch präsent« (Kahlert 2003, 66). Die US-amerikanische Geschichte der *Women's Studies* bilanzierend, stellen Claire Goldberg Moses und Leslie Wahl Rabine (1993, 2, Übersetzung sh) fest, dass der akademische Feminismus wesentlich für die »gegenwärtige Krise der Disziplinen« verantwortlich sei und Marilyn Jacoby Boxer (1998, 49, Übersetzung sh) konstatiert sogar, diese hätten »wie keine andere

Bildungsbewegung in der jüngeren Geschichte damit begonnen, das menschliche Bewusstsein auf tiefgreifende und nachhaltige Art und Weise zu verändern«.

Doch auch wenn der feministische Einfluss auf Kultur und Gesellschaft, auf die Inhalte und Organisationen der Wissenschaft zweifellos gegeben ist, bleibt *erstens* zu fragen, ob Einfluss auch ein Beleg für Kausalität ist, mit anderen Worten, ob der Wandel in den wissenschaftlichen Institutionen und Inhalten in der Tat das direkte Ergebnis feministischer Interventionen ist, schließlich ist es schwierig, diese Intervention zu trennen von anderen intellektuellen und politischen Entwicklungen, die (mit) darüber entscheiden, was gelehrt und geforscht wird. Darüber hinausgehend wäre aber *zweitens* vor allem zu fragen, ob die Existenz einer florierenden, akademisch institutionalisierten Frauen- und Geschlechterforschung tatsächlich ein Indikator dafür ist, dass die Disziplinen in ihren Forschungsperspektiven, ihrer jeweiligen Gegenstandskonstitution und ihren wie auch immer deutlich konturierten theoretischen Axiomaten beeinflusst werden konnten. Können wir also tatsächlich von einem *Paradigmenwechsel* sprechen? Oder haben wir es nicht vielmehr, wie Sigrid Metz-Göckel diagnostizierte, mit Formen »integrativer Desintegration« (1993) zu tun? Mit anderen Worten: Mit einem partiellen, unterschiedlichen wissenschafts-internen und –externen – und nur zum Teil den feministischen Aktivitäten zurechenbaren – Faktoren geschuldeten Institutionenwandel, durch den Frauen- und Geschlechterforschung zwar ein wie auch immer bescheidenes Heim in den »Häusern des Wissens« gefunden hat, es aber nicht zu einem grundlegenden Umbau dieser Häuser gekommen ist.

Was die Frage nach der Kausalität angeht, so warnte Florence Howe (1980, 38) schon Anfang der 1980er Jahre in einer Evaluation des US-amerikanischen *National Institute of Education* zur Frage des Einflusses der *Women's Studies* auf die Fächer und Curricula vor Überschätzung des feministischen Transformationspotentials. Nicht ausgemacht sei, so Howe, welchen Faktoren die als feministisch bewerteten Veränderungen angerechnet werden könnten:

Impact implies causality, but it often proves difficult to establish whether changes on a campus can be attributed to the work of women's studies faculty and students,

to the effects of the broader women's movement on and off campus, to changes in the climate of opinion, or even to stubborn material factors like the new female majority in many undergraduate populations. Women's studies is itself a product of such a combination of factors and can, in certain respects, be seen as an agent of change and as a mediator between the factors producing change and the academic community.

»Wissensfortschritte«, so auch Gabriele Griffin (2002, 84) für die britischen *Women's Studies*, seien noch »nicht mit einer Veränderung von Wissen gleichzusetzen«. Zwar hätten diese ohne Zweifel »das Wissen auf signifikante Weise bereichert«, es blieben aber »viele Fragen offen, die sich auf einen wirklichen Paradigmenwechsel in der Wissensproduktion und -dissemination beziehen« (ebd.). Nach Hunderten von feministischen »Curriculum Transformationsprojekten«, bemerkt nüchtern Marilyn Boxer (1998, 76, Übersetzung sh) für die US-amerikanischen *Women's Studies*, hätten die akademischen »Disziplinen dennoch ihre gegebenen Strukturen, ihre Kursprogramme und ihre Curricula unbeschadet retten können. »Sometimes«, so ihr Fazit, »women are added and not stirred« (ebd.). Schließlich hatten Judith Stacey und Barrie Thorne bereits 1985 (119) in ihrem viel diskutierten Aufsatz »Feministische Revolution in der Soziologie? Ein Vergleich feministischer Ansätze in der Geschichte, Literaturwissenschaft, Anthropologie und Soziologie in den USA« darauf hingewiesen, dass für einen erfolgreichen »Paradigmenwechsel« nicht nur die Umwandlung der »richtungweisenden Ausgangshypothesen und grundlegenden Begriffsrahmen« nötig sei, sondern auch die breite Akzeptanz dieser Transformation in der entsprechenden Disziplin.

Betrachten wir das hiesige Feld der wissenschaftlichen Disziplinen, so kann auch mehr als fünfundzwanzig Jahre nach der Feststellung von Thorne und Stacey, dass es nicht auf das von Feministinnen produzierte Wissen allein ankomme, sondern auch auf dessen Akzeptanz, nicht von einer solchen »breiten Akzeptanz« der feministischen Transformation gesprochen werden. Der längst akademisch gewordene Feminismus, an dem zwar in mancherlei Hinsicht kein Weg vorbeiführt, ist dennoch längst keine

anerkannte Stimme in den ›Häusern des Wissens‹. Feststellbar ist quer durch das Fächerspektrum eine (unterschiedlich tiefe) Kluft zwischen dem Niveau ihrer institutionellen Verfestigung einerseits und dem Grad der Akzeptanz ihrer Ansätze, Konzepte und Debatten andererseits. Die Geschichte der Etablierung des akademisch werdenden Feminismus kann zwar durchaus als Erfolgsgeschichte erzählt werden – und in vielerlei Hinsicht ist sie auch eine. Sieht man jedoch genauer hin, ergibt sich ein deutlich heterogeneres Bild. Zwar sei, so schreibt Karin Hausen 1997, das »Projekt der feministischen Wissenschaftskritik nach Inhalt, Reichweite und Anspruch zweifellos bemerkenswert«. Doch entsprechend bemerkt werde es nicht: »Die in über zwanzig Jahren in der internationalen Forschung erzielten Ergebnisse, methodischen Erfahrungen und theoretischen Einsichten der Frauen- und Geschlechterforschung erfreuen sich keineswegs allgemeiner Aufmerksamkeit, prinzipieller Akzeptanz, kritischer Auseinandersetzung und Verbreitung in der *scientific community*« (ebd.).

Insgesamt, das ergibt die Durchsicht der Evaluierungen von Frauen- und Geschlechterforscherinnen zur Qualität und Reichweite des *feminist turn*, haben die extensiven intellektuellen Entwicklungen im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung die jeweiligen disziplinären Curricula und Axiomatiken tatsächlich nur wenig aus dem Rhythmus gebracht. Möglich war dagegen in vielen Fächern die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung als ›Bindestrichgebiet‹, als »anerkannte Nebensache« (Andresen 2001); entstanden ist eine Reihe von disziplinären feministischen Mikrokosmen, in denen, wie Sauer (2003, 31) für die Politikwissenschaft argumentiert, die geschlechterforscherische Aufarbeitung der Teilgebiete des jeweiligen Faches stattfand, ohne dass dies die Kerne der Fächer nachhaltig tangiert hätte.

Gleichwohl hier zwischen den Disziplinen erhebliche Differenzen und Ungleichzeitigkeiten feststellbar sind, so sind diese doch in ihrer Mehrzahl von einer genuinen Berücksichtigung von Fragen der Vergeschlechtlichung in politischen, sozialen, kulturellen, individuellen oder technologischen und naturwissenschaftlichen Prozessen immer noch weit entfernt. Drastisch beschreibt Margaret Conkey (2003, 875 f.) beispielsweise für die Archäologie diese Kluft zwischen der Reichweite und

Fülle der feministischen Erkenntnisse auf der einen Seite und deren Wahrnehmung und Anerkennung innerhalb des Faches auf der anderen:

Has feminism changed archaeology? Absolutely: the archaeological study of gender and the gender of archaeology are in most introductory textbooks. Gender and feminist archaeology are topics of entries in the current spate of encyclopedias of archaeology and of the social sciences, and an entire encyclopedia of archaeology and gender is in the works. [...] Yet in some ways, these are phenomena that can be more or less ignored; passive smoke has had more impact on American social life than passive ›acceptance‹ of archaeology of gender or feminist archaeology has had on archaeological practice. Undertakings in gender or feminist research are still relatively ghettoized: it is mostly women who ›do‹ it.

Vom »Prinzip der Invisibilisierung« spricht in diesem Zusammenhang Birgit Sauer (2003, 27) für die *Politikwissenschaft*: Jenseits der »(kleinen) frauenforscherischen Community«, so Sauer, »entwickelte das Fach weder eine Kultur noch eine Struktur der Anerkennung und des Respekts für die Geschlechterforschung«. Der politikwissenschaftliche »Malestream« betreibt »business as usual«, behandle seine Forschungsgegenstände und Themen geschlechtsneutral, negiere also, dass »Geschlecht in der Politik ›einen Unterschied‹ macht. Deutlich skeptischer als die eingangs referierten optimistischen Einschätzungen hinsichtlich der ›Transformationen, die wir in den Disziplinen zu bewerkstelligen‹ suchten, beurteilte auch Hildegard Maria Nickel vor mittlerweile zehn Jahren (2000, 130 f.) die Situation in den *Sozialwissenschaften*: Zwar hätten Sozialwissenschaftlerinnen »ihre Sicht der Dinge in die Debatte geworfen und sich schließlich Gehör verschafft«, zwar sei »die Anzahl der genuszentrierten Forschungen und Studienangebote gewachsen«, doch »ob das schon Indizien für die Integration des Geschlechteransatzes in traditionelle Einzelwissenschaften sind und ob das für eine Akzeptanz der Geschlechterperspektive im akademischen Fächerkanon« spreche, sei offen. Für die Sozialwissenschaften, insbesondere für die Politikwissenschaft, müsse das bezweifelt werden.

Ähnlich zurückhaltend fällt auch Cornelia Klingers Befund für die *Philosophie* aus. In diese habe, so Klinger (1998, 96), die »feministische Kritik an der philosophischen Tradition kaum [...] eindringen können, so dass die Frage nach der Geschlechterdifferenz immer noch als ›komische Frage‹ gelte. Zwar seien die Zeiten »offener Ablehnung und expliziter Zurückweisung« (ebd., 97) vorbei, dagegen hätten sich aber »viel indirektere Formen der Ausgrenzung beziehungsweise Immunisierung entwickelt«. Dazu gehörten erstens die »zahlreichen Lippenbekenntnisse innerhalb der Kollegenschaft, die der feministischen Kritik auf einer rhetorischen Ebene immense Wichtigkeit und Bedeutung zusprechen« (ebd.). Dazu gehöre zweitens das, was »periphere Kooptierung« genannt werden könne: Die »möglichst peripher, temporär, unverbindlich und unterhalb der Institutionalisierungsschwelle bleibende Weise, feministische Ansätze ohne langfristige Verbindlichkeiten zu kooptieren« (ebd.). Die »dritte und vielleicht heimtückischste Form des Widerstands beziehungsweise der Immunisierung« von der Klinger spricht, haben wir als generelles Phänomen bereits im Prolog kennengelernt: Die Beförderung der feministischen Kritik in die Vergangenheit, in den »Zustand des sich-zu-Tode-gesiegt-Habens« (ebd.).

Auch in den *Wirtschaftswissenschaften* konstatiert Hedwig Rudolph (1999) die Marginalisierung nicht nur von Frauen und ihrer Lebenssituation, sondern auf der Ebene der Theoriebildung auch die Nichtberücksichtigung des Geschlechterverhältnisses. Schließlich beantwortet Londa Schiebinger (2003, 864) die Frage »Has feminism changed science?« für die *naturwissenschaftlichen Fächer* mit einem ›ja, aber‹: Feministische Naturwissenschaftlerinnen hätten neue Verknüpfungen vorgeschlagen und neue Forschungsstrategien in ihrem jeweiligen Fach entwickelt, aber der Prozess müsse noch viel weitergehen (vgl. ebd.). Dass hier das Tempo womöglich langsamer ist als in anderen Fächerkulturen bemerkt Schiebinger (2000, 23) an anderer Stelle:

Da die moderne Wissenschaft das Produkt des jahrhundertelangen Fernhaltens von Frauen ist, erfordert der Prozeß, Frauen in die Naturwissenschaften einzugliedern, tiefgreifende strukturelle Änderungen in der Wissenschaftskultur, bei den wissenschaftlichen Methoden und Inhalten, und wird solche auch noch

künftig fordern. Man sollte nicht erwarten, daß Frauen in einem Unternehmen, das von Anfang so angelegt war, sie auszuschließen, sogleich mit Erfolg glänzen könnten.

Freilich sind diese Negativbefunde ebenso sehr nur die halbe Wahrheit wie die eingangs referierten Erfolgsgeschichten. Denn trotz aller Abwehr, wie subtil und wirkungsvoll auch immer sie organisiert sein mag, ist es, wie gesagt, in vielen Fächern und an vielen Hochschulen zur Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung gekommen, ist sie oftmals Teil prüfungsrelevanter Curricula, kurzum: ein Faktor im akademischen Leben geworden. Erklärungsbedürftig ist also beides, Anerkennung wie Entwertung: Warum kann sich der akademisch werdende Feminismus einerseits institutionell durchsetzen und warum kann Frauen- und Geschlechterforschung andererseits legitim disqualifiziert werden? Wie, mit anderen Worten, ist das Zugleich von integrativen – aber auch normalisierend wirkenden – Bewegungen und ungebrochen entwertenden und marginalisierenden Tendenzen zu verstehen? Wie kann Frauen- und Geschlechterforschung an einem Ort als Zeichen von Innovation und Exzellenz, von Modernisierung und Dynamik gelten, während sie andernorts immer noch basale Anerkennungskämpfe führt oder gar als schon überholt angesehen wird? Ihr Anspruch »auf den Titel einer Wissenschaft« mithin, wie Georg Simmel ([1917] 1983, 37) es für die Anfänge der Soziologie konstatierte, »keineswegs unbestritten ist«, und sich selbst dort, »wo ihr dieser zugestanden wird, über ihren Inhalt und ihre Ziele ein Chaos von Meinungen ausbreitet, deren Widersprüche und Unklarheiten den Zweifel, ob man es hier überhaupt mit einer wissenschaftlich berechtigten Fragestellung zu tun hat, immer von neuem nähren«.

Einfache Gleichungen taugen also kaum noch: Weder ist Frauen- und Geschlechterforschung nur marginalisiert und ausgegrenzt, noch ist sie – trotz der Tendenzen eines Vorrückens von der Peripherie in die Zentren – eine selbstverständlich gehörte Stimme im Kanon des wissenschaftlichen Wissens geworden. Weder kann umstandslos davon gesprochen werden, dass, wie Anina Mischau und Mechthild Oechsle (2003, 5) schrieben, »durch die Frauen- und Geschlechterforschung die Erkenntnis,

dass Geschlechterverhältnisse grundlegende gesellschaftliche Strukturierungs- und Organisationsformen darstellen, zunehmend Eingang in die Einzelwissenschaften gefunden und deren Forschungen, Publikationen und auch deren Lehrinhalte beeinflusst« hat, noch pauschal von einer Koalition der Abweisung. Was sich dagegen zeigt, ist ein Bild, in dem Transformation und Reproduktion, Anerkennung und Entwertung, Dissidenz und Normalisierung eine komplexe, in sich widersprüchliche Allianz eingegangen sind. Was sich zeigt, ist ein »Bild der Überlagerungen von Erfolgen, Ausschlüssen, Behinderungen, zögerndem Zugelassen-Werden, überraschten und ebenso überraschenden Anerkennungen, denen wiederum Abwertungen folgen« (Müller 2003, 59). Ungleichzeitigkeiten und Paradoxien bestimmen den Rhythmus: Intern ist untrüglich eine – für die Kürze der Zeit beispiellose – komplexe Ausdifferenzierung von Theorien, Methoden, Herangehensweisen und empirischen Gegenständen festzustellen, während im Feld des wissenschaftlichen Wissens insgesamt die Bilanz der Dezentrierung der Wissenshegemonien sehr gemischt ausfällt.

Die geschlechtlich kodierte Dichotomie von Universalem/Partikularem scheint mithin im akademischen Feld mühelos reproduziert statt transformiert zu werden: In einer aufs Ganze gesehen nahezu reibungslos funktionierenden geschlechtlichen Arbeitsteilung bestellen männliche Wissenschaftler das Allgemeine der jeweiligen Disziplin, während Frauen- und GeschlechterforscherInnen den »Sonderfall« Geschlecht bearbeiten. Die paradoxe »integrative Desintegration« von Wissenschaftlerinnen in die akademischen Organisationen wiederholt sich offensichtlich in der Produktion und Organisation des Wissens selbst: Themen und Ansätze werden zwar vereinzelt dem jeweiligen Kanon eines Faches einverleibt – meist allerdings, ohne dass eine Reflexion darauf stattfindet, was die Integration feministischer Perspektiven tatsächlich für das kanonisierte Wissen bedeutet. In der Regel sind jedoch gewissermaßen feministische Parallelwelten entstanden, an denen zwar nicht unbedingt vorbeizukommen ist – Frauen- und Geschlechterforschung kann sogar als Wettbewerbsvorteil in der Konkurrenz der Hochschulen untereinander wahrgenommen werden. Deren Potential für »Kurskorrekturen« (Knapp 1998) wurde bisher jedoch nur in bescheidenem Umfang realisiert.

Trägt die Frauen- und Geschlechterforschung also im Effekt tatsächlich dazu bei, die Disziplinen von der Frage nach Geschlecht/erverhältnissen zu entlasten, so dass diese auch weiterhin »unter Absehung des Geschlechts« (Heintz 2001b, 9) agieren können? Wird sie zur Chiffre für die Isolierung der Problematisierung von Geschlechterverhältnissen im Innern der Universitäten? »Ein ›Risiko‹ für die Durchsetzung und Entfaltung einer ihre feministischen Wurzeln nicht verleugnenden Geschlechterforschung«, so noch einmal Ursula Müller (2003, 59), liege jedenfalls darin, »dass Differenzbildungen zu Lasten von Frauen ein noch vorhandenes gesellschaftliches Muster sind«, was sich auch auf die Durchsetzung und Anerkennung der Frauen- und Geschlechterforschung auswirke. Denn die ›Herstellung‹ neuer Diskurse durch die Frauen- und Geschlechterforschung vollziehe sich im Rahmen einer ›alten‹, »nämlich asymmetrischen Geschlechterkultur, die zwar durch Frauenbewegung und -forschung schon verändert, aber noch nicht verschwunden« sei (ebd.).

Aber was folgt daraus? Bedeutet das, dass der akademische Feminismus notwendig scheitern muss? Oder muss Frauen- und Geschlechterforschung einfach nur die Anstrengungen verstärken, innerhalb der Disziplinen intelligibel, aner kennbar zu werden, um den angestrebten Paradigmenwechsel zu bewerkstelligen? Doch wie verhält sich das wiederum zum Projekt der, wie Cornelia Klinger es beschrieben hatte, Entwicklung ›eigener Konzepte von Denken, Erkennen und Wissen‹? Wie ist in diesem Zusammenhang die in den vergangenen Jahren an bundesdeutschen Universitäten und Fachhochschulen vergleichsweise intensiv betriebene Einrichtung von Studiengängen zu Frauen- und Geschlechterforschung sowie die verstärkte Gründung von Forschungs- und Koordinationszentren und nicht zuletzt die Gründung einer eigenen Fachgesellschaft Geschlechterstudien zu sehen? Ist dies Indiz dessen, dass der ›trojanische Weg‹, das heißt der Weg *in* die Disziplinen, um so Wissenschaft insgesamt zu transformieren, an seine Grenze gelangt ist?

Darüber hinaus sind nicht nur erhebliche lokale Ungleichzeitigkeiten – etwa zwischen alten und neuen Bundesländern, zwischen dem Norden und dem Süden der Republik – festzustellen; die in den vergangenen Jahren entstandenen Zentren und Studiengänge, Programme und Projekte sind darüber hinaus in der Regel auch finan-

ziell vergleichsweise schlecht abgesichert, meist nur schwach in den Verfassungen der Hochschule verankert, extrem eingeschränkt in ihrer institutionellen Handlungsfähigkeit – etwa hinsichtlich personalpolitischer und fiskalischer Autonomie –, immer noch weitgehend abhängig von politisch durchgesetzten Sonderprogrammen, selten unumstritten und überhaupt nur überlebensfähig dank dessen, was die US-amerikanische Soziologin Arlie Hochschild (1989) in anderem Zusammenhang *the second shift* im Leben von Frauen nannte. Das heißt, die Programme, Studiengänge und Zentren basieren oft auf einer solchen »zweiten Schicht«, die (noch meist) Wissenschaftlerinnen »im Dienste der Sache« leisten. Darüber hinaus erfolgt die verstärkte Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung derzeit, worauf Gudrun-Axeli Knapp (1998, 51) bereits vor einigen Jahren hingewiesen hat, oft nicht aus inhaltlichen Überlegungen, sondern als »Notwehrmaßnahme damit Frauenforschung nicht aus den *lean universities* der Zukunft verschwindet«.

Tatsächlich ist Frauen- und Geschlechterforschung vom Status eines autonomen, unangefochtenen Feldes also noch ebensoweit entfernt, wie Frauen von der Selbstverständlichkeit, »Wissenschaft als Beruf« dauerhaft ausüben zu können, – und ersteres gilt jenseits der Erwägungen, ob dies überhaupt theoretisch wie politisch anzustreben ist. War Frauen- und Geschlechterforschung in den alten »Häusern des Wissens« schon in die Besenkammer verbannt, in der wenig Bewegung möglich war, so ist fraglich, ob ihr in den anorektischen Wissensanstalten der Zukunft ein Zimmer – oder gar eine Zimmerflucht – mit Aussicht beschert sein wird. Und das heißt im Lichte der gegenwärtigen Umbaumaßnahmen an den »Häusern des Wissens«, dass wir noch entschiedener und strikter auf eigenen Ressourcen bestehen müssen, um *second shifts* ebenso wie *borrowed time* überflüssig zu machen. Denn noch immer gilt, was Virginia Woolf sagte: Um gut denken und schreiben zu können, muss man nicht nur gut speisen, es braucht auch (mehr als) ein Zimmer für sich allein.